

"Wippwapp" [Fortsetzung]

Autor(en): **Franck, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 37

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644630>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 37 - 24. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst 15. September 1934
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

Zum Eidgenössischen Bettag. Von Ernst Oser.

Brüder, lasst uns heute treten
Vor des Schöpfers Angesicht,
Lasst bekennen uns und beten
Um des Friedens helles Licht!

Noch lacht uns des Lenzes Blühen
Zaubrisch, wie vor alter Zeit,
Noch lässt seine Rosen glühen
Eines Sommers Herrlichkeit.

Und mit sonnengoldnen Tagen
Hat sich uns der Herbst genaht.
Fern, in blaue Höhen ragen
Sieht das Auge Firn und Grat.

Doch... aus bangen, dunklen Wirren
Fleht die Welt um einen Weg.
Tausende verzweifelt irren,
Suchend nach dem sichern Steg.

Auch an unsere Gestade
Schlägt die Flut, das Volk horcht auf.
Bangend um der Freiheit Gnade,
Schaut es des Geschehens Lauf.

Nöte sind es, Leid und Sorgen,
Die auch unser Land durchziehn.
Vor dem Weh, das noch verborgen,
Sollen wir, zerfallen, fliehn?

Nein! Noch sind wir Eidgenossen,
Froh zum Dank und zum Gebet.
Was in uns beengt, verschlossen,
Sei von frischem Wind durchweht!

Brüder, lasset nicht zerrinnen
Eure Zeit wie flücht'gen Sand,
Nein, zu mutigem Beginnen
Legt zusammen Herz und Hand!

Bettag! Möge deine Weihe
Unserm Land zum Segen sein!
Unser Volk, das starke, freie,
Möge neu aus dir gedeihn!

„Wippwapp“. Roman von Hans Franck. Copyright by Albert Langen-Georg Müller, München.

11

Eines Nachts, da Gust sich wieder einmal viele Stunden lang schlaflos auf seinem Lager herumgewälzt hatte, fragte Rikelfchen plötzlich laut, was sie insgeheim immer und immer ihren Mann gefragt hatte: „Und das nennst du nun Glück?“

„Was meinst du mit deiner Frage?“ erwiderte der Angerufene gereizt. „Dass ich nicht schlafen kann?“

„Auch deine Schlaflosigkeit meinte ich, die mir ein Zeichen für deinen Glücksstand bedeutet, so wie das Barometer ein Zeichen für den Wetterstand ist.“

„Du solltest lieber fragen, warum ich nicht schlafen kann, statt von Sichtbarem falsche Schlüsse auf Unsichtbares zu ziehen.“

„Diese Frage ist für mich leicht beantwortet.“

„Und deine Antwort lautet?“

„Du arbeitest zu wenig tagsüber, Gust. Dein starker, gesunder Körper braucht die Arbeit zu seiner Erholung ebenso nötig wie das Essen und Trinken.“

„Umgekehrt: zu viel habe ich in meinem Leben gearbeitet, viel zu viel, und habe mir dadurch eine schwere Nervosität zugezogen, die erst jetzt, wo ich zur Ruhe gekommen bin, in ihrer ganzen Gefährlichkeit sichtbar wird. Zum Arzt werde ich morgen gehen und mir ein Schlafmittel

verschreiben lassen, daß ich meine Nerven wieder in Ordnung kriege.“

„Du bist auf einem falschen Weg, Gust.“

„Natürlich, alles mache ich verkehrt, seit wir in der Ackerstraße wohnen. Meine Frau aber weiß den richtigen Weg.“

„In diesem Falle — ja.“

„Und was steht auf dem Handweiser an deinem allein richtigen Weg?“

„Rehr um, Gust!“

„Wohin soll ich umkehren?“

„Zur Arbeit.“

„Gönnt du mir das wohlverdiente Glück des Ausruhens nicht?“

„Wenn es Glück für dich wäre, wie gern würde ich es dir gönnen.“

„Ich bin glücklich!“

„Sagt dein Mund. Aber dein Herz?“

„Sagt dasselbe.“

„Wenn dein Herz ohnehin in der Tat dasselbe sagt wie dein Mund, dann sagt eine Stimme ganz unten in seiner tiefsten Tiefe, eine Stimme, die du nicht hören willst oder

nicht hören kannst, etwas ganz anderes, das Gegenteil von deinem „Ich bin glücklich!“

„Nimmst du dir heraus, tiefer in mich hineinzuhören, als ich selber?“

„Seinem Gelde leben — wie die Leute in der Stadt dein Dasein und das Dasein mancher anderer nennen, die es genau so treiben wie du —, seinem Gelde leben, das ist kein Tagesinhalt für einen gesunden, wenig mehr als sechzig-jährigen Mann.“

„Sondern?“

„Seiner Arbeit leben. Wer nicht arbeiten will, heißt es in der Bibel, soll auch nicht essen.“

„Ich beschäftige mich von früh bis spät.“

„Beschäftigung ist keine Arbeit.“

„Soll ich etwa meinen Schusterhüker nebenan aus der Ecke holen, den Schustertisch mit der Schusterkugel mitten zwischen die schönen Möbel stellen, so daß er unsre ganze Stube verhandelt, und Stiefeln beschlen?“

„Mir wäre es die liebste Lebenslösung.“

„Obgleich ich es nicht nötig habe, wieder schustern? Ußern!“

„Daß du es des Geldverdienens wegen nicht nötig hast, weiß ich wie du. Die Frage ist: Ob du es inwendig nötig hast?“

„Auf den Schusterhüker hoden.“

„So weit wirst du den Weg, auch wenn du es wolltest, wohl nicht mehr zurückgehen können. Aber bis zu einer ehrlichen Arbeit, gleichviel welcher, wird er dich, muß er dich zurückführen, wenn du dich durch dein dem Glück leben nicht selber um das Glück bringen willst. Denn wer nicht arbeiten will, der soll nicht nur nicht essen, der kann es bald auch nicht mehr, so wenig wie er schlafen und sich nun ganzen Herzens des Lebens freuen kann.“

„Und ich sage dir: wer in den ersten zwei Dritteln seines Lebens so unmäßig war, so vieles im voraus gearbeitet hat wie ich, der hat sich durch die Summe seiner Arbeit ein Recht erworben, in dem letzten Drittel seines Lebens sich auszuruhen und, wenn seine wirtschaftlichen Verhältnisse ihm das — wie die meinen es tun — gestatten, ganz seinem Behagen zu leben.“

„Behagen sagtest du. Gust. Nicht: Seinem Glück.“

„Es ist dasselbe.“

„Wirklich?“

„Für mich — ja! So, und nun halt den Mund, daß ich endlich die Augen zumachen kann und wenigstens noch ein paar Stunden Schlaf erwische.“

„Gust — —“

„Kein Wort mehr! Gute Nacht. Der Tag ist lang genug für aufregende Gespräche. Wir beide brauchen wahrhaftig nicht die Nacht dafür zu Hilfe zu nehmen.“

„Gute Nacht, Gust!“

Wenige Minuten später schnarchte der vor Schlaflosigkeit geplagte, die Arbeit wie eine Glückvergiftung meidende Rentier August Micheelsen sich unbehindert den Schlaf-tiefen zu.

Rikelen aber, die vom Morgen bis zum Abend sich redlich geplagt hatte, lag lange neben ihrem Mann wach auf dem Lager und suchte vergeblich nach einer Antwort auf die Frage: Wie es möglich war, daß zwei Menschen

sich mit ihren Herzen lieblich sein können und doch mit ihren Worten, mit ihrem Tun den Weg nicht zueinander finden.

Erfundigte sich während dieser Zeit in einem Laden, auf der Straße, vor dem Tor beim Schwägen, Skatspielen, Schmauchen irgendwer nach alter Weise: „Gust, wo geiht?“, so bekam er nicht die Antwort von einst: „Uns geiht dat gaud!“, sondern der Angerufene erwiderte kurzweg: „Gut!“ Nur diese eine Silbe: „Gut!“

Denn Gust, der durch das Nichtstun und das unmäßige Essen aufgegangen war wie Brotteig durch die Hefe und bereits zweieinviertel Zentner wog, mußte mit seinem Atem sparsam umgehen. Auch war er der Meinung, das Plattdeutsch des Baradenjungen von ehedem stünde einem hochgeachteten Rentner von heute, der nur aus Zufall in der Aderstraße statt auf der Hohen Straße wohnte, schlecht zu Gesicht.

An seinem Allerwelt-„Gut!“ aber hatten die Fragenden nicht dieselbe Freude wie an dem schallenden, in solcher Volltönigkeit nur von Gust zu vernehmenden: „Uns geiht dat gaud!“ Immer seltener wurde, seit er nicht mehr auf dem Tritt vor seinem Hause stand, die Frage nach seinem Ergehen an Gust gerichtet.

Geschah es dann und wann doch einmal, ließ jemand sich aus irgendwelchen Gründen bestimmen, den Rentier August Micheelsen mit den frühern Worten zu fragen: „Gust, wo geiht?“, so kam es aus seinem Mund geschmettert: „Gut!“ Wie aus dem Schalltrichter einer Trompete: hell und klar. Freilich auch stechend und — kein Zweifel — blechern.

Zu Beginn des Jahres 1913 wurde der frühere Schuhmachermeister und Lederhändler, jehige Rentier August Micheelsen in der Aderstraße, ehelicher, unbescholtener Sohn des verstorbenen Pantoffelmachers Georg Micheelsen und seiner Frau Sophie Micheelsen in den Baraden, zum Kandidaten für den Bürgerausschuß, das achtköpfige Stadtparlament, aufgestellt.

Gust hatte solche Anstellung bei frühern Angeboten als Störung seines Geschäfts mehrfach rundweg abgelehnt. Jetzt aber griff er, auf den die nächtlichen Worte Rikelchens trotz seines Ableugnens einen unverwischbaren Eindruck gemacht hatten, danach wie nach einem Rettungsring, der vom Ufer her einem in den Wellen Treibenden zugeworfen wird. Bürgerausschußmitglied — das war die Lösung der Frage: Wie standesgemäße, der Entlohnung überhobene, bedeutsame Arbeit finden? Bürgerausschußmitglied — über den Weg, der in dieser Richtung führte, mußte auch Rikelen froh werden. Bürgerausschußmitglied — da lag in der Tat das Ziel, welches um jeden Preis von ihm erreicht werden mußte.

Die Notwendigkeit stand fest.

Wie aber ließ sich die Wahrscheinlichkeit an, ob es ihm gelingen werde, das gestellte Ziel zu erreichen? Nicht günstig.

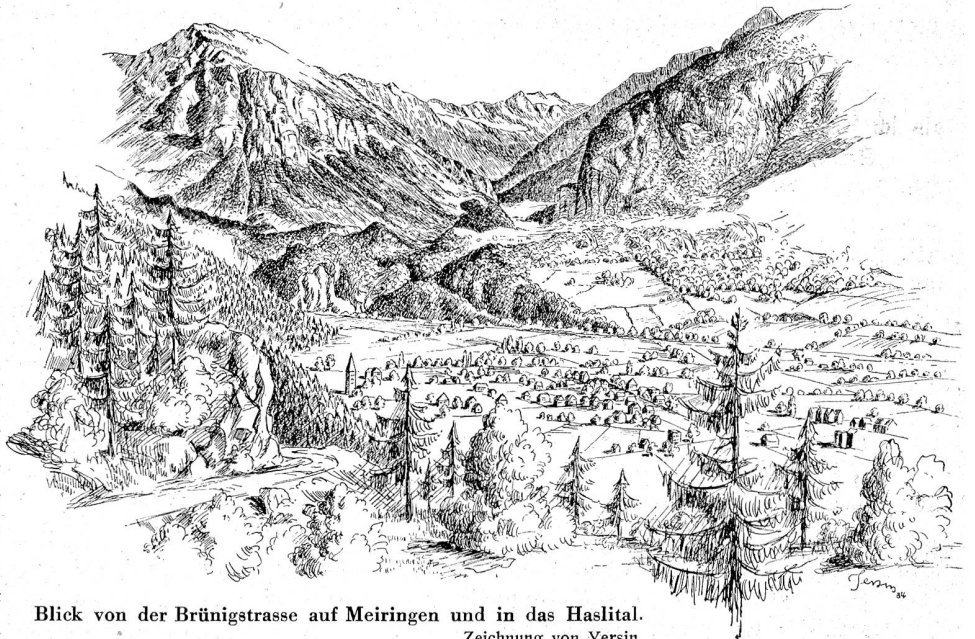
Die Bewohner der Hinterstraßen waren dem überschnell Aufgestiegenen nicht wohlgesonnen. Sie nannten ihn stolz, hochmütig, eingebildet. Einige scheuten sich nicht, ihn Verräter zu heißen; einen Verräter an der Sache des arbeitenden Volkes, dem er entstammte. Die Bewohner der Vorderstraßen mißtrauten dem Hochgekommenen noch immer. Sie sahen in ihm einen Progen. Aber wenn sie den Pantoffelmachersohn

auch wohl oder übel in ihren Reihen dulden mußten, den Vornehmen der Stadt, ein Baradenprügling blieb er darum doch. Es bestanden eben mancherlei Dinge — Kennzeichen der Bildung, des Benehmens, der Lebenshaltung —, die sich in einer Generation nicht erwerben ließen, und wenn man es auch vom Schusterjungen — statt zum Hunderttausendmann — bis zum Millionär brachte.

Gust täuschte sich über diese Stimmung seiner Mitbürger nicht. Aber während ihr Naserümpfen früher seinen Stolz gekitzelt hatte, wurde es nun zu einem Gegenstand seiner Sorge. Da er nun einmal, einem „vielseitigen Wunsch“ nachgebend, sich als Bürgerausschußmitglied hatte aufstellen lassen, mußte er aus dem Kampf als Sieger hervorgehen. Die Schande einer Niederlage durfte ihm nicht widerfahren. Siegen! also hieß die Losung. Siegen, koste es, was es wolle.

Der Gegenkandidat Gusts war ein Baradenmann, Maurerpolier Wilhelm Drebiß. Der hatte die Stadt nicht einen Tag lang verlassen. Als Fünziger arbeitete er noch bei demselben Meister, bei welchem er als Bierzehnjähriger seine Lehrzeit begann. Wenn er sich auch zu dem ersten Mann des Geschäfts, zur unentbehrlichen Stütze seines Inhabers emporgearbeitet hatte und mehr vom Maurerhandwerk verstand als sein auf dem Technikum gebildeter dreißigjähriger junger Herr, so blieb er doch immer ein abhängiger Lohnempfänger, der durch eine achttägige Kündigung auf die Straße gesetzt und, obwohl er es in Wirklichkeit war, niemals zum Maurermeister aufrücken konnte. Denn auch ein Polier blieb, obschon der erste unter seinesgleichen, doch — man mochte es drehen, wie man wollte — immer noch ein Arbeiter. So hatten die Hinterstraßenmänner, die in dem nach oben schielenden August Micheelsen einen Abtrünnigen sahen, Wilhelm Drebiß als ihren Kandidaten aufgestellt und setzten, da auch in dem mecklenburgischen Landstädtchen die Gegensätze sich von Jahr zu Jahr verschärften, alle Kräfte für seinen Sieg ein.

Wenn Gust während seines Lebens einen Freund gehabt hatte, dann war es Wilhelm gewesen. In derselben Woche waren sie geboren. Haus an Haus hatten sie ihre Jugendjahre verbracht. Gemeinsam maßen sie mit bloßen Beinen aus, wie tief der Wallgraben wohl war. Liefen sie den Wall entlang um die Wette, so kamen sie fast immer zur selben Zeit am Ziele an. Siegte aber einer, so war es bald Willem, bald Gust. Der spätere Schusterlehrling krazelte zwar schneller die Wallböschung hinauf, aber das Erklettern der Wallrinde schaffte der spätere Maurerlehrling schneller, so daß sich der Vorsprung wieder ausglich. Auch da Gust von seiner zehnjährigen Wanderung zurückkehrte und als Hohe-Strassen-Mann überraschend schnell zu Reichtum und Ansehen emporkam, gab er niemand in der Stadt so häufig und so herzlich die Hand wie Willem.



Blick von der Brünigstrasse auf Meiringen und in das Haslital.
Zeichnung von Versin.

Setzt aber sollten sie sich öffentlich als Gegner gegenüber-treten, sich bekämpfen, die eignen Vorzüge hervorkehren, die Nachteile des andern ans Licht zerren? Unmöglich! Nun, Willem war der gutmütigste Mensch. Diese Sache würden sie beide schon unter sich friedlich ins reine bringen.

Eines Januarabends im Jahr 1913 ging also der Rentier August Micheelsen aus der Ackerstraße zu seinem Jugendfreund Wilhelm Drebiß in die Baraden.

Willem wärmte, als Gust eintrat, seine Füße an dem braunen Kachelofen und las währenddessen sein Lieblingsblatt. Da die Tür aufging, wandte er seinen Kopf zur Seite, stellte fest: „Ach, du hüßt' bloß?“ und las weiter. Auch die Füße von den Kacheln des Ofens fortzunehmen und in die bereitstehenden Holzpantoffeln zu fahren, hielt er nicht für nötig.

Gust aber legte Wert darauf, seinem Freunde die Hand zu geben. Herzlich streckte er sie dem Lesenden entgegen.

Willem sah die wartende Rechte sehr wohl. Aber er nahm die seine nicht von der Zeitung fort. Er nickte nur und sagte: „Bün gliest farrig. Setz di man.“

Der Abgewiesene beschloß, sich nicht an den schlechten Manieren des Jugendfreundes, der nicht wie er in der Welt herumgekommen war, zu ärgern. Er nahm auf dem Stuhl am Fenster Platz und begann von dem Schneetreiben draußen zu sprechen. So groß und dicht seien die Kloden auf dem Herweg gewesen, daß er keine zwei Schritt weit hätte sehen können.

„Stör mi nich bi't läsen!“ rief Willem ärgerlich vom Ofen zum Fenster hinüber.

Gust schwieg.

(Fortsetzung folgt.)

Sinnspruch.

Wenn du in Groll und Zwist
Mit einem deiner Nächsten bist,
So denke, daß vielleicht schon morgen,
Enthoben aller Erden Sorgen,
Vorbei das Leben ist;
Und mit dem Leben auch — der Zwist.

F. Groß.